mare

Bernhard Kegel

EIN TIEFER FALL

Roman

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
http://dnb.ddb.de abrufbar.

1. Auflage 2012
© 2012 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Ingrid Grimm, Berlin
Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg
Schrift Minion Pro
Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-86648-165-7

www.mare.de

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

»Dreinstolpern war nie meine Art, eine ernste Sache in Angriff zu nehmen; vielmehr habe ich stets dafür gehalten, dass ich gerade mit dem äußerstem, der gemeinen Menge unglaubhaftesten Wagemut kühlste Besonnenheit und zarteste Vorsicht zu verbinden habe, damit das Ende nicht Niederlage, Schande und Gelächter sei, und bin gut damit gefahren. …

Ja, der Glaube an mein Glück und dass ich ein Vorzugskind des Himmels sei, ist in meinem Innersten stets lebendig geblieben, und ich kann sagen, dass er im ganzen nicht Lügen gestraft worden ist.«

Thomas Mann,
Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull

»Niemand kann sich wünschen, dass Betrügereien im Namen der Wissenschaft unterbunden werden, denn diese Art der Fälschung ist nur die Kehrseite der Genialität.«

Federico Di Trocchio

PROLOG

Eine tief hängende Wolkendecke lag über dem Campus. Windböen trieben das erste Laub vor sich her. Mondlose Dunkelheit. Nur auf der Leibnizstraße, am Botanischen Garten und entlang der gepflasterten Wege, die durch das parkartige Gelände führten, schufen Straßenlaternen kleine Inseln der Helligkeit. Während der warmen Jahreszeit wurden sie zur tödlichen Falle für unzählige lichtverliebte Insekten. In dieser kalten Oktobernacht gab es hier jedoch weder Kleingetier noch Menschen.

Vom Sportforum kommend, wo er mit mäßigem Erfolg einige Mülleimer inspiziert hatte, trottete allerdings, wie nahezu jede Nacht um diese Zeit, ein Fuchs den Schwarzen Weg entlang, offensichtlich das einzige lebende Wesen weit und breit. Auf den Bürgersteigen war niemand zu sehen, der Musäusplatz zwischen der Mensa und den Fakultätenblöcken verlassen, die angrenzenden Parkplätze leer, sogar die Enten und Möwen waren verschwunden. Ihr Tummelplatz, der »See der Biologen«, wäre in dieser dunklen Nacht nur ein von Sträuchern und Bäumen gesäumtes schwarzes Loch in der Grünfläche des Campus gewesen, wenn in dem dahinter aufragenden Hochhausturm nicht noch hinter zwei Fenstern Licht gebrannt und sich in seinem Wasser gespiegelt hätte.

Dass auf dem Campus bis tief in die Nacht gearbeitet wurde, war nichts Ungewöhnliches, ob in den physikalischen Instituten, bei den Germanisten oder, wie heute, im Biologiezentrum. Wer auf einen geregelten Arbeitstag pochte, hatte in der Wissen-

schaft nichts verloren. Im Stundenabstand mussten in Labors Versuche kontrolliert, Proben entnommen und Messapparaturen abgelesen werden, an Schreibtischen wurde über Veröffentlichungen und Vorträgen gebrütet. Die Wege des Fuchses kreuzten sich daher gelegentlich mit denen erschöpfter Forscher, die zu nachtschlafender Zeit mit gesenktem Kopf ihr Auto ansteuerten, was ihn weder von seinen nächtlichen Patrouillengängen abhielt noch dazu veranlasste, eine andere Route einzuschlagen. In der Regel waren es die Menschen, die sich bei diesen nächtlichen Begegnungen überrascht zeigten. Der Fuchs hatte sein Gegenüber meist schon frühzeitig bemerkt. Es war ein erfahrenes Tier, das mit fast sieben Jahren ein für Stadtfüchse biblisches Alter erreicht hatte.

Nicht einmal das, was sich vor Jahren auf dem ehemaligen Parkplatz am Biologiezentrum abgespielt hatte, hatte ihn vertreiben können. Quasi über Nacht – aus Sicht des damals noch jungen Fuchses, der die Tage in seinem Versteck verschlief – waren massive Metallgitter aus dem Boden gewachsen und hatten ihm den direkten Weg aus seinem Gehölz neben dem Botanischen Garten zum Campusgelände versperrt. Wochenlang hatte die Erde gebebt. Monströse Maschinen hatten sich in den Boden gewühlt und eine tiefe Grube ausgehoben, aus der langsam ein merkwürdig geformter rundlicher Betonbau in die Höhe gewachsen war. Der Fuchs suchte sich daraufhin zwar einen ruhigeren Schlafplatz in der Laubenkolonie hinter dem Botanischen Garten, seine nächtlichen Touren aber änderten sich kaum. Statt quer über den Parkplatz lief er nun um den Bauzaun herum und seit ein paar Wochen direkt am Eingang des kürzlich eingeweihten neuen Gebäudes vorbei.

Das Tier hatte die nächste Station seines Weges, die großen Abfalltonnen auf der Rückseite der Mensa II, fast erreicht, als

plötzlich ungewöhnliche Geräusche zu hören waren, gedämpfte Schreie, ein Poltern, als würden schwere Dinge zu Boden fallen, das Klirren von Glas. Sie kamen aus großer Höhe, aus den oberen Stockwerken des Biologiezentrums.

Der Fuchs spitzte die Ohren, verharrte für einen Moment unbeweglich an Ort und Stelle und schnupperte in die Nacht. Natürlich hatte er keine Ahnung, dass die Geräusche Teil einer Kette von Ereignissen waren, die die Stadt Kiel, ihre Universität und zahllose Wissenschaftler in aller Welt über Wochen in Atem halten sollte und in der ihm eine kleine, aber nicht unwichtige Rolle zugedacht war. Für den Fuchs ging es in diesem Moment einzig und allein darum, wie das seltsame Gepolter einzuschätzen war. Sollte er auf seinen Abstecher zu den Mensaabfällen verzichten oder ihn verschieben? Meistens war dort nicht viel zu holen. Ausgerechnet an einem Ort, wo Essensgerüche eine für Füchse geradezu schmerzhafte Intensität erreichen konnten, achteten die Menschen peinlich auf Sauberkeit. Aber es hatte schon Ausnahmen gegeben, Deckel, die nicht ganz geschlossen waren und ihm Gelegenheit zu denkwürdigen Festmählern boten, Ausnahmen, die jede Mühe und jedes Risiko wert waren. Außerdem konnte er hier ab und zu eine fette Ratte erwischen. Der Fuchs verharrte, minutenlang. Bis wieder Stille eingekehrt war.

Gerade als er seinen Weg wie gewohnt fortsetzen wollte, fuhren im obersten Stock des Hauses plötzlich zwei Rollos in die Höhe und gaben einen erst schmalen, dann immer breiter werdenden hellen Lichtstreifen frei. Kurz darauf erschien an einem der Fenster eine mit einem weißen Laborkittel bekleidete menschliche Gestalt. Ihre Hand ruhte auf dem Fenstergriff, doch sie blieb zunächst reglos und schien nur nach draußen in die Dunkelheit zu starren. Kurz darauf zerriss ein Krachen die nächtliche Stille, so laut, dass es bis hinunter auf den Schwarzen

Weg zu hören war. Jemand rüttelte heftig an einem Fenster, das schon lange nicht mehr geöffnet worden war.

Der Fuchs hatte mit gesträubten Nackenhaaren ausgeharrt, doch als sich der große Fensterflügel endlich mit einem lauten Quietschen nach innen bewegte, reichte es ihm. Sein Weg würde ihn dicht am Ort des Geschehens vorbeiführen. Er fiel in leichten Trab und lief, immer schneller werdend, zum Mensaparkplatz und weiter bis zum Biologiezentrum. Das helle Licht brannte noch immer, er vermied es aber, nach oben zu schauen. Das Fahrrad, das an einem der vielen den Weg zum Eingang säumenden Stahlbögen angeschlossen war, beachtete er nicht, genauso wenig wie die beiden Pkws die hinter dem Biologiezentrum parkten. Er wollte nur noch weg von hier. Und da alles, was nach dem Öffnen des Fensters geschah, völlig geräuschlos vor sich ging, sah er auch den in diesem Moment aus dem zwölften Stock herabstürzenden menschlichen Körper nicht. Er hörte nur den dumpfen Laut, als etwas hinter ihm auf ein Dach des Flachbaus aufschlug, zuckte zusammen, schoss ein paar Meter nach vorne, wandte sich schließlich mit zitternden Flanken um und blickte nach oben zur Dachkante. Wenige Meter dahinter ragte der Hochhausturm empor. Das Fenster, an dem die Gestalt gestanden hatte, war offen, der dazugehörige Raum nach wie vor hell erleuchtet. Davon abgesehen war nichts Ungewöhnliches zu erkennen.

Doch Sekunden nach dem Aufprall kroch ein beunruhigender Geruch auf ihn zu, der von Sekunde zu Sekunde stärker wurde. Er kam vom Dach und es roch nach Mensch und immer intensiver nach Blut.

Gleichzeitig hörte er ein seltsames Geräusch in der Dunkelheit. Ein papiernes Etwas flatterte wie ein riesiger Schmetterling vom Himmel und blieb nur wenige Meter vor ihm auf dem Boden liegen. Er zögerte einen Moment, doch bald siegten

Neugier und Zorn über die nicht enden wollende Kette von Belästigungen, die ihm die menschlichen Bewohner dieser Stadt zumuteten. Er lief hin, schnupperte daran, biss wütend in das blau-weiße Ding hinein, schüttelte es knurrend, rannte damit am Eingang des nagelneuen Zentrums für Molekulare Biowissenschaften vorbei zum Botanischen Garten und verschwand irgendwo im Gebüsch.

1

Hermann Pauli schreckte hoch, verschlafen und alarmiert zugleich. Ein reales Ereignis oder ein Traum – er erinnerte sich dunkel, intensiv geträumt zu haben –, irgendetwas hatte dazu geführt, dass eine hohe Dosis Adrenalin durch seine Gefäße raste und er nun desorientiert und mit weit aufgerissenen Augen um sich blickte, als habe er im Schlaf den eisigen Atem des Leibhaftigen im Nacken gespürt. Aber er sah nur die vertrauten Umrisse von Bücherregalen und Sammlungsschränken, das Mikroskop auf seinem Tisch in der Ecke und die Fensterfront dahinter, die über die gesamte Breite des Zimmers ging, und beruhigte sich. Er war im Institut, in seinem Arbeitszimmer hoch über dem Campus der Universität, seinem Lebensmittelpunkt seit vielen Jahren, und er war mit dem Kopf auf den Unterarmen am Schreibtisch eingeschlafen, wie er es von Studenten kannte, die in seiner Vorlesung am Montagmorgen mit den Nachwirkungen eines durchfeierten Wochenendes zu kämpfen hatten. Kein Grund zur Aufregung.

Doch ein ebenso unwirkliches wie hartnäckiges Gefühl der Bedrohung blieb. Vermutlich war er jetzt allein im Haus. Als er nach dem Abendessen zurück ins Institut gekommen war, hatte zwar im obersten Stock schräg über seinen eigenen Räumen noch Licht gebrannt, im »Forschungsolymp der Christian-Albrechts-Universität«, wie eine Zeitung erst kürzlich wieder getitelt hatte. Frank Moebus und seine Mitarbeiter waren fast immer die Letzten, die im Biologiezentrum das Licht löschten. Mittlerweile dürfte aber auch in diesem Labor Ruhe eingekehrt sein.

Hermann presste die Augenlider zusammen und streckte sich. Wie lange hatte er geschlafen? Er berührte die Leertaste, um den Rechner aufzuwecken, und blickte auf den großen Computerbildschirm, wo oben rechts die Uhrzeit stand. Höchstens zwanzig Minuten, schätzte er. Es war kurz nach Mitternacht, genau 0 Uhr 12. Geisterstunde.

Was hatte ihn geweckt? Hatte er etwas gehört? Er schloss die Augen. Es war, als schwebte der Nachhall noch im Raum, eine gespensterhafte Erinnerung an irgendein lautes Geräusch, an eine grobe Verletzung der Nachtruhe dieses Hauses, in dem es tagsüber zu Semesterzeiten summte wie in einem Bienenstaat. Aber außer dem Lüftergeräusch seines Rechners war nichts zu hören und Hermann konnte sich weder an den Inhalt seines Traums erinnern noch daran, ob da ein Geräusch gewesen war. Wahrscheinlich hatte nur sein innerer Wecker geklingelt, eine Stimme der Vernunft, die ihm zuflüsterte, dass es höchste Zeit war, nach Hause und ins Bett zu gehen. In wenigen Stunden musste er im Hörsaal stehen und eine halbe Hundertschaft Studenten für sein Fach begeistern.

Neben einem Fenster mit elektronenmikroskopischen Aufnahmen verschiedener Tintenfischaugen präsentierte der Bildschirm den kümmerlichen Ertrag dieses Abends. Die wenigen Textzeilen, die er geschrieben hatte, erinnerten ihn daran, dass er mit seiner Arbeit nicht sehr weit gekommen war.

Dabei war er schwer im Verzug und hatte sich viel vorgenommen. Sein Kollege Raymond Holmes legte ein Arbeitstempo vor, mit dem er kaum mithalten konnte. Schneller als erwartet hatte der Neuseeländer seine Hausaufgaben gemacht und aus dem fernen Wellington einige detaillierte Artbeschreibungen gemailt, die Hermann am Nachmittag ausgedruckt und später beim Italiener mit fettigen Pizzastücken in der Hand gelesen hatte. Natürlich kannte er die Tiere und ihre Anatomie, die Ray

nun in allen Einzelheiten beschrieb, er hatte sie schließlich selbst gefunden. Doch viele Einzelheiten waren auch für ihn neu, weil sie ihm damals am Strand bei seiner ersten, notgedrungen oberflächlichen Untersuchung entgangen waren. Außerdem wartete das Manuskript mit einer großen Überraschung auf. Ray hatte eine der neuen Kalmararten, ein besonderes Tier, dessen sterbliche Überreste damals für Tage Hermanns Campingkühlschrank blockiert hatten, nach seinem Entdecker *Mastigoteuthis paulii* genannt, eine nette Geste seines Kollegen und eine große Ehre dazu. Falls die Gutachter nichts einzuwenden hatten, würde Rays Arbeit demnächst in einer traditionsreichen britischen Fachzeitschrift erscheinen, den *Philosophical Transactions of the Royal Society,* der zweitältesten Fachzeitschrift der Welt – die Franzosen hatten es im Jahr 1665 geschafft, ihr *Journal des Sçavans* noch ein paar Monate früher herauszubringen.

Normalerweise druckten die *Transactions* keine Artbeschreibungen, eine notwendige, aber nicht nur für Laien überaus langweilige Form wissenschaftlicher Prosa, mit der weder für die Herausgeber noch für die Autoren große Meriten zu ernten waren, doch die Hysterie um den Roten, einen Kolosskalmar von enormer Größe, hatte Hermanns sensationelle Funde in Neuseeland überall in der Welt in die Schlagzeilen gebracht. Vielleicht spielte für die Briten auch die alte Verbundenheit mit der ehemaligen Kolonie eine Rolle. Die Redakteure hatten schon im Vorfeld großes Interesse an ihrem Material bezeugt. Sie planten ein Themenheft zur Tiefseebiologie, dessen Herzstück seine Entdeckungen auf der neuseeländischen Südinsel bilden sollten. Dazu gehörten Rays Beschreibungen der neuen Kalmararten genauso wie die Arbeiten über ihre Leuchtorgane und Augen, die Hermann und seine Arbeitsgruppe beizusteuern planten. Offenbar wollten die Briten sichergehen, dass in

diesem Fall weder *Science* noch *Nature* zum Zuge kamen, die beiden konkurrierenden Flaggschiffe der internationalen Wissenschaftsjournale.

Er sah sich also unter Zugzwang und an diesem Abend hatte er endlich ein wenig Boden gutmachen wollen. Doch dann hatte er den verhängnisvollen Entschluss gefasst, seine Tochter anzurufen, und was als kurzer Gruß und Lebenszeichen gedacht war, entwickelte sich unversehens zum abendfüllenden Krisengespräch. Ausgerechnet heute musste ihm Marion unter Tränen eröffnen, dass sie ihren Freund verlassen und mit ihrem kleinen Sohn nach Kiel zurückkehren werde, lieber heute als morgen. Sie habe ihn nicht beunruhigen wollen, aber irgendwann müsse er es ja erfahren. Aus der gemeinsamen Wohnung sei sie bereits ausgezogen und lebe seit Tagen bei einer Freundin. Ihr Entschluss sei unwiderruflich. Das alles traf ihn nicht unvorbereitet. Marions Expartner war von Anfang an ein rotes Tuch für ihn gewesen und er hatte schon seit geraumer Zeit befürchtet, dass es so weit kommen könnte. Brigitte würde sich im Grabe umdrehen. Ihrer über alles geliebten Tochter stand nun ein aufreibendes Leben als alleinerziehende Mutter bevor. An konzentrierte Arbeit war nach dieser Nachricht nicht mehr zu denken gewesen.

Hermann seufzte. Hätte er sie etwa abwürgen sollen, seine einzige Tochter, nur damit er ein paar Zeilen mehr in den Computer tippen konnte? Es ging ihr schlecht. Er hatte sich geschworen, dass die Zeiten, in denen ihm seine Arbeit über alles ging und ihn ein derart – aus welchem Grund auch immer – unproduktiv verbrachter Abend zur Weißglut getrieben hätte, vorbei waren. Dennoch ärgerte er sich über Marion, und das nicht zum ersten Mal. Sie hatte seinerzeit alle Warnungen von Eltern und Freunden in den Wind geschlagen und war Hals über Kopf zu diesem glutäugigen Aikido-Lehrer nach München gezogen,

den sie erst kurz zuvor auf irgendeinem Wochenendworkshop kennengelernt hatte. Sie war leicht zu beeinflussen und so dauerte es nicht lange, bis dessen aus allen möglichen und unmöglichen esoterischen Quellen zusammengeklaubtes Weltbild massiv auf Marion abzufärben begann. Solange Brigitte noch lebte, hielt sie den Kontakt nach München aufrecht. Hermann hatte zu große Probleme damit, dass seine eigene Tochter, die Tochter eines Naturwissenschaftlers, nur noch von Haupt- und Nebenchakren, von Energiekanälen, Yin und Yang, von Schutzengeln, Seelenwanderung und Handauflegen redete. Eine Zeit lang lief nahezu jedes Gespräch zwischen Vater und Tochter Gefahr, in einen handfesten Streit zu münden. Erst als es nach der Geburt des Babys in Marions Beziehung zu kriseln begann, besserte sich ihr Verhältnis.

Hermann überflog, was er geschrieben hatte, immerhin eine halbe Seite. Er befand sie sogar für brauchbar, brachte kleinere Korrekturen an, speicherte den Text und begann, die zahlreichen Papiere auf seinem Schreibtisch zu ordnen. Dabei fiel ihm plötzlich sein abrupt unterbrochener Traum wieder ein. Es war ein schöner Traum gewesen, zumindest hatte er schön begonnen, mit einer wissenschaftlichen Entdeckung. Worin die bestand, war ihm im Traum nicht klar geworden, aber es war seine Entdeckung, erinnerte er sich lächelnd, und sie war mit einem wunderbaren Gefühl des Stolzes und der Zufriedenheit verbunden gewesen. Eigentlich erstaunlich nach dieser Hiobsbotschaft.

Vielleicht lag es daran, dass ihn der Schlaf an seinem Institutsschreibtisch überrascht hatte, mitten in der Arbeit. Er konnte sich jedenfalls nicht erinnern, im heimischen Schlafzimmer jemals so realistisch und aufregend von seiner Arbeit geträumt zu haben. Vielleicht sollte ich häufiger im Institut schlafen, dachte er und lachte laut.

Der Traum hatte allerdings eine unerfreuliche Wendung genommen. Er sollte vor einem großen und bedeutenden Auditorium über seine Entdeckung berichten und auf dem Weg in den Vortragssaal hatte er aus unerfindlichen Gründen Angst davor gehabt, regelrecht Panik. Er erinnerte sich genau an das beklemmende Gefühl. Als wäre er auf dem Weg zu seiner eigenen Hinrichtung. Hatte ihn dieser seltsame Traum geweckt? Wovor hatte er Angst gehabt? Dass sich seine großartige Entdeckung in Luft auflösen könnte? Dass er die CD mit der Präsentation verlegt oder vergessen …

Ein Geräusch ließ ihn herumfahren. Was war das? Er starrte in Richtung Tür, lauschte mit angehaltenem Atem in die nächtliche Stille. War das Geräusch von draußen oder aus dem Haus gekommen? Das merkwürdige Gefühl der Bedrohung, das er nach dem Aufwachen verspürt hatte, war wieder da, stärker als zuvor. Kurz entschlossen ging er zur Tür, riss sie, energischer als nötig, auf und blickte nach rechts und links den beleuchteten Flur entlang. Nichts. Oder doch? Ein Sammelsurium leiser Geräusche, ein Rauschen und Glucksen, er war sich aber nicht sicher, ob es sie nicht schon immer gegeben hatte. Er hatte nie darauf geachtet. Vielleicht waren es die Heizungsrohre, fiel ihm ein. Nachdem es ungewöhnlich früh kalt geworden war, hatte der Hausmeister vor wenigen Tagen die Heizung angestellt.

Er trat kopfschüttelnd zurück ins Zimmer und schloss die Tür. War er derart überreizt? Heute würde er sicher nichts mehr zustande bringen. Rasch schrieb er noch eine kurze Mail an Ray, in der er sich dafür bedankte, dass ein Peitschenschnurkalmar nun für immer seinen Namen tragen würde. Dann schaltete er den Computer aus, griff nach seiner Jacke, die auf einem Kleiderständer neben der Tür hing, und trat ans Fenster. Glücklicherweise regnete es nicht, die Straßen und Wege des tief unter ihm liegenden Universitätsgeländes schienen trocken zu sein.

Er würde sich also schnellstens auf sein Fahrrad schwingen und durch die schlafende Stadt nach Hause radeln, sein alltägliches Fitnessprogramm, das er nach seiner Rückkehr aus Neuseeland und dem Umzug in die Innenstadt aufgenommen hatte und an dem er bei nahezu jedem Wetter eisern festhielt.

Hermann war nicht besonders schreckhaft, kaum aber hatte er die Tür zu seinem Büro abgeschlossen, ließ ihn ein Knacken zusammenzucken. Wieder lauschte er und wieder hörte er nur dieses leise Rauschen und Gluckern.

Er hatte das Institut schon oft spät verlassen – die Atmosphäre des menschenleeren Zentrums inspirierte ihn zu konzentrierter Arbeit und seit Brigittes Tod gab es niemanden, der zu Hause auf ihn wartete –, doch noch nie hatte er diese seit Jahren vertraute Umgebung als derart unwirklich erlebt, ja, unheimlich. Während er an den verschlossenen Türen von Mitarbeiterbüros und Laborräumen vorbeilief und seine Schritte durch den schmalen Flur schallten, ärgerte er sich über die vertane Zeit, darüber, dass er eingeschlafen war, und über diesen idiotischen Traum, der ihn noch immer gefangen hielt, sodass er sich vorkam wie in einem billigen Horrorstreifen. Nichts anderes konnte der Grund für seine merkwürdige Stimmung sein. Er war müde und mittlerweile auch schlecht gelaunt.

Etwa auf halbem Weg zum Treppenhaus traf ihn plötzlich etwas im Gesicht. Er blieb wie angewurzelt stehen. Sein Herz klopfte. Zögernd strich er sich mit der Hand über die Wange und rieb dann seine Fingerkuppen aneinander. Sie waren feucht. Er hob die Hand und roch daran. Oben an der niedrigen weißen Decke war auf den ersten Blick nichts zu erkennen, aber dann traf ihn ein weiterer Tropfen und er trat rasch zur Seite. Das Geräusch, das seine Schuhsohle dabei verursachte, ließ ihn nach unten schauen. Er hatte in einer kleinen Wasser-

lache gestanden. Wieder legte er den Kopf in den Nacken, und jetzt entdeckte er einen Fleck, der etwas dunkler als seine Umgebung war und feucht glänzte. Es tropfte aus der Decke.

Seine erste Reaktion war Erleichterung. Auf seine Sinne war Verlass. Er hatte sich die Geräusche nicht eingebildet. In der Decke waren sicher allerlei Kabel und Rohre verlegt und eines davon musste undicht sein. Sollte er den Hausmeister oder den technischen Dienst alarmieren? Vielleicht waren die Tropfen nur der Anfang. Nein, er würde sie morgen früh anrufen, gleich nach dem Aufstehen. Noch wirkte das Leck nicht so bedrohlich, dass er die Verantwortlichen mitten in der Nacht aus dem Schlaf reißen müsste.

Er fluchte. Ausgerechnet ihm passierte so etwas, ausgerechnet heute. Er zögerte noch einen Moment, dann lief er weiter, die Augen auf den Boden gerichtet, um nach weiteren Wasserlachen Ausschau zu halten. Als er die Tür zum dunklen Treppenhaus erreichte, entspannte er sich etwas. Es war wirklich nur ein kleines lokales Leck, eine defekte Dichtung wahrscheinlich. Das Haus kam eben langsam in die Jahre.

Er blieb vor der Tür stehen und zögerte. Es kam ihm vor, als wäre das Rauschen hier lauter geworden, gleichzeitig bildete er sich ein, das zarte Platschen herauszuhören, das die auf den Fußboden prallenden Tropfen verursachten. Ein langsamer, konstanter Rhythmus. Das Geräusch beunruhigte ihn. Was, wenn die Tropfenfrequenz sich unmerklich, aber stetig erhöhte? Er beschloss, unten beim Pförtner einen Zettel zu hinterlassen, damit morgen früh sofort gehandelt werden könnte. Außerdem sollte er auf Franks Etage nach dem Rechten sehen.

Sein Finger befand sich nur wenige Zentimeter vom Türgriff entfernt, als hinter ihm plötzlich mit lautem Knall eine der Deckenlampen zersprang. Ein Zischen und ein knisternder Funkenregen folgten. Hermann riss unwillkürlich die Arme hoch,

um sich zu schützen. Das Flurlicht flackerte, erlosch kurz und ging dann wieder an.

»Verdammt!« Auf die Nachtruhe der Techniker konnte er wohl doch keine Rücksicht nehmen. Jeder Rest von Müdigkeit war verflogen. Er sollte jetzt rasch nach oben gehen und dann von hier verschwinden. Aber nicht mit dem Fahrstuhl, mahnte ihn eine innere Stimme. Wenn der Strom ausfällt, sitzt du fest. Nimm die Treppe.

Er wollte schon die Tür öffnen, besann sich dann aber anders und lief zurück zu seinem Arbeitszimmer, um seine wertvollen Daten in Sicherheit zu bringen. Wahrscheinlich bestand keine Gefahr, aber wer weiß, vielleicht würde das Wasser bald zentimeterhoch durch die Gänge fließen. Glücklicherweise arbeitete er mit einer externen Festplatte. Er zog das Verbindungskabel heraus, verstaute die Platte im Rucksack, verschloss zum zweiten Mal die Tür, passierte mit einem skeptischen Blick an die Decke und auf den Boden die defekte Lampe und die Wasserlache und versuchte, nicht an die vielen unersetzlichen Bild- und Videodateien in seinem Aktenschrank zu denken. »Es wird schon nichts passieren«, murmelte er vor sich hin, um sich zu beruhigen. Noch wehrte er sich dagegen, doch zunehmend spürte er die Verantwortung, die auf ihm lastete. Zufällig war er der einzige Mensch im Haus. Ob es ihm gefiel oder nicht, nur er konnte verhindern, dass sich aus einer Lappalie ein schwerer Schaden für das Zentrum entwickelte, unter dem die ganze Fakultät zu leiden hätte.

Bald darauf stand er wieder an der Glastür zum Treppenaufgang und erstarrte. Unter dem Türblatt hatte sich eine Wasserlache gebildet. Noch ein Leck? Er blickte an die Decke. Wo kam das Zeug her? Vorsichtig, um keine nassen Füße zu bekommen, trat er näher und drückte die Klinke nach unten.

»Ach du lieber Himmel!« Im Treppenhaus war es stockfins-

ter, das aus dem Flur einfallende Licht reichte aber, um zu erkennen, dass er es mit weit mehr als nur einem tropfenden Hahn zu tun hatte. Jetzt wusste er, woher das Rauschen gekommen war. Wasser ergoss sich aus dem obersten Stock und lief um den Schacht mit den beiden Fahrstühlen herum über die steinernen Stufen nach unten. Überall tropfte es, von den Stufen, von der Decke. Was war da oben los? Das war kein kleiner Rohrbruch, das war eine Sintflut.

Er brauchte ein paar Sekunden, um zu einer Entscheidung zu kommen, dann drehte er um und kehrte, diesmal im Laufschritt, ein zweites Mal in sein Büro zurück, riss die Schreibtischschublade auf und kramte darin herum. »Wo ist denn diese … ah, hier.« Er zog eine lange, mehrseitige Liste mit Telefonnummern heraus und suchte ungeduldig nach einem Notdienst, nach irgendjemandem, der hier für Ordnung sorgen könnte. Warum musste dieses verdammte Rohr mitten in der Nacht platzen?

Da, endlich, Technischer Notdienst, eine Festnetz- und eine Handynummer. Er zwängte sich mit dem Rucksack auf dem Rücken in seinen Schreibtischstuhl, griff nach dem Telefonhörer, tippte die Mobilfunknummer ein und wartete. Es dauerte eine Ewigkeit. »Nun komm schon …«

Eine tiefe Männerstimme meldete sich und murmelte etwas Unverständliches.

»Endlich. Spreche ich mit dem Technischen Notdienst? Pauli, Biologiezentrum. Hier muss es einen Rohrbruch gegeben haben. Es tropft von der Decke und im Treppenhaus läuft das Wasser … Wie bitte?«

»Wer spricht denn da?«, antwortete der Mann, der sich keine Mühe gab, seine Verärgerung über die nächtliche Störung zu verbergen. »Was haben Sie im Biologiezentrum zu suchen, um diese Zeit?«

Mittlerweile war Hermann ziemlich aufgeregt und musste

sich bremsen, um nicht aus der Haut zu fahren. Andererseits leuchtete ihm ein, dass der Mann nicht alle Professoren mit Namen kennen konnte.

»Ich habe in meinem Büro gearbeitet« – und geschlafen, dachte Hermann grimmig –, »mein Name ist Hermann Pauli. Ich bin Hochschullehrer am Zoologischen Institut.«

»Hm«, brummte der Mann und wollte wissen, in welchem Stock er sich befinde und wo genau das Wasser …

»Es muss aus dem zwölften Stock kommen. Ich weiß nicht, was passiert ist, ich bin noch nicht oben gewesen, weil ich keine Zeit verlieren wollte. Aber es sieht ziemlich dramatisch aus. Erst dachte ich, es wäre nur eine kleine undichte Stelle in der Decke, aber das Wasser fließt in Strömen das Treppenhaus hinunter. Es ist schon jetzt ein beträchtlicher Schaden entstanden, fürchte ich. Und es hat einen Kurzschluss gegeben.«

»Wir sind eigentlich nur für die Technische Fakul…«

»Tut mir leid, aber das interessiert mich nicht. Ich kann jetzt nicht zwanzig Telefonnummern …« Hermann mahnte sich zur Besonnenheit. »Hören Sie, in diesem Haus arbeiten mehr als dreißig Professoren mit ihren Arbeitsgruppen. Die Vorlesungen und Praktika haben begonnen. Wollen Sie etwa die Verantwortung übernehmen, wenn wir hier morgen den ganzen Laden dichtmachen müssen, weil nicht rechtzeitig gehandelt wurde? Wenn Sie selbst nichts tun können, dann alarmieren Sie die zuständigen Leute. Bitte, Sie müssen mir helfen. Ich gehe jetzt nach oben, um mir anzusehen, was da los ist. Kann ich mich auf Sie verlassen?«

Seine Worte zeigten Wirkung. »Ich …«

»Ob ich mich auf Sie verlassen kann?«, wiederholte Hermann mit eindringlicher Stimme. Er hatte die Telefonnummer, und wenn der Mann jetzt nicht in die Gänge käme, würde er ihm später die Hölle heißmachen.

»Ja«, antwortete der Mann und räusperte sich. »Natürlich.«

»Danke. Schreiben Sie sich meine Handynummer auf.« Er zog sein Handy aus der Jackentasche, las von dem Aufkleber auf der Rückseite die Nummer ab, ließ sie sich wiederholen und fragte nach dem Namen des Mannes. Dann legte er auf. Mein Gott, was für ein Schlamassel. Diesen Abend hatte er sich wirklich anders vorgestellt.

Er atmete ein paarmal tief durch und überlegte, ob er Frank Moebus informieren sollte. Der Schaden schien in seinen Räumen aufgetreten zu sein. Nein, noch nicht. Erst würde er nach oben gehen und sich selbst ein Bild machen. Er wagte sich kaum auszumalen, wie Frank reagieren würde.

Der Architekt, der sich diese engen Flure mit den niedrigen Decken ausgedacht hatte, gehörte wirklich bestraft. Sie erzeugten vielleicht eine intime Atmosphäre, für Menschen über eins sechzig Körpergröße aber waren sie ein klaustrophobischer Albtraum. Wenn sie sich noch dazu für Wochen in eine Baustelle verwandelten, wenn demontierte Decken, aufgestemmte Wände und Fußböden, neue Rohre und Leitungen und Malerarbeiten dazukämen – nicht auszudenken. Niemand würde darüber erfreut sein, aber Frank Moebus war nicht der Typ, der seinen Zorn stumm in sich hineinfraß. Er würde toben.

Nein, Hermann wollte möglichst nicht derjenige sein, der ihm diese Nachricht überbrachte. Der gesamte Laborbetrieb würde stillstehen, von dem sündhaft teuren Gerätepark, den Frank von seinem üppigen Forschungsetat angeschafft hatte, gar nicht zu reden. Hoffentlich war nichts beschädigt worden. »Forschungsolymp«, sagte Hermann verächtlich und stieß auf dem Weg zur Tür ein bitteres Lachen aus. Die verantwortlichen Politiker schmückten sich gern mit den Leistungen ihrer Forscher, erfanden immer neue Wortungetüme wie Eliteuniversität und Exzellenzcluster und warfen in diesem Zusammenhang

mit Millionen um sich. Wenn es aber darum ging, Mittel für die Reparatur der Fenster, die sich kaum öffnen ließen, für einen neuen Anstrich oder einen Satz Mikroskope für die studentischen Praktika bereitzustellen, herrschte Ebbe in der Kasse. Das ganze Gebäude samt seinem zwölften Stock war offenbar ein Sanierungsfall.

Er legte seinen Rucksack ab, um die Sache möglichst schnell hinter sich zu bringen. An einem Haken neben der Tür hing der Schlüssel zu Franks Etage. Für Notfälle wie diesen hatten sie die Schlüssel ausgetauscht, ohne ernsthaft davon auszugehen, sie je zu brauchen.

Hermann öffnete die Tür zum Treppenhaus und betätigte den Lichtschalter. Die Lämpchen neben den Aufzugtüren glimmten, als wäre nichts geschehen. Konnte er den Fahrstuhl gefahrlos benutzen? Er schüttelte den Kopf und stieg lieber dicht an die Wand gelehnt die Stufen hinauf. Vereinzelt hallten Tropfgeräusche durch das zwölf Stockwerke hohe Treppenhaus. Der Wasserfluss schien nachgelassen zu haben. Bei Licht sah die Situation nicht mehr ganz so dramatisch aus.

Er erreichte die Tür zu Moebus' Forschungsolymp und wollte sie aufschließen, aber sie war nicht abgeschlossen. Merkwürdig. Hermann zögerte, trat dann aber doch in den unbeleuchteten Flur, dessen Boden vor Nässe glänzte. Ein muffiger Geruch stieg ihm in die Nase. Er befand sich jetzt direkt über seinem eigenen Büro, dem Raum, in dem er diesen Abend vertelefoniert und verschlafen hatte. Franks Zimmer lag hier und das Sekretariat. Ansonsten Labors, wenn er sich recht erinnerte. Es sah aus, als hätte sich das Wasser auf dem gesamten Stockwerk ausgebreitet und sei dann unter der Tür hindurch ins Treppenhaus geflossen. Er lief ein paar Schritte in den Flur hinein und blieb dann im Dunkeln stehen, weil er es nicht wagte, die Beleuch-

tung anzuschalten. Erst wollte er wissen, woher das Wasser kam. Außerdem drang aus dem Gang, der weiter vorne nach rechts abzweigte, Licht. War er doch nicht allein im Haus? Die Tür war nicht abgeschlossen gewesen. Sein Puls beschleunigte sich. Er hatte nicht damit gerechnet, jemanden anzutreffen.

»Hallo«, rief er mit belegter Stimme. »Ist da jemand?«

Keine Antwort. Außer diesem leisen Plätschern und den Tropfgeräuschen war nichts zu hören. Hermann schluckte.

Langsam einen Fuß vor den anderen setzend ging er weiter. Der Boden war nass, überall stand das Wasser, aber die große Masse war offenbar abgeflossen. Das spräche gegen einen Rohrbruch. Es hatte wohl einen einmaligen großen Wasserschwall gegeben. Als wäre ein Gefäß ausgelaufen. Hermann dachte an die Wassermassen im Treppenhaus. Ein ziemlich großes Gefäß.

0 Uhr 56. Wo blieben die Techniker? Ihm fiel ein, dass die Eingangstür abgeschlossen war. Hoffentlich waren sie so schlau, den Hausmeister zu alarmieren oder irgendjemand anders, der einen Schlüssel hatte, sonst würde er womöglich zwölf Stockwerke nach unten rennen müssen, um ihnen aufzuschließen – und danach wieder hoch. Er tastete nach seinem Handy und vergewisserte sich, dass er erreichbar war. Es war absurd, dass er sich womöglich in Gefahr bringen musste, nur weil notwendige Wartungsarbeiten versäumt worden waren.

Noch ein paar Schritte und er würde den nach rechts abzweigenden Gang einsehen können. An der Ecke blieb er stehen. Ein Stück weiter fiel helles Licht durch eine offene Tür. Kam das Wasser von dort?

Das Klirren von Glas.

»Hallo! Ist noch jemand da?«

Plötzlich nahm er auf dem Boden eine Bewegung wahr, begleitet von einem leisen Platschen. In einer der Pfützen zappelte etwas. Er trat näher, hockte sich auf die Zehenspitzen und

griff danach. Es war kaum fingerlang und so glitschig, dass er zweimal zufassen musste. Dann lag es auf seiner ausgestreckten Hand und begann sich zwischen seinen Fingern zu winden. Die beiden großen Glupschaugen am Kopf waren unverwechselbar: ein Schlammspringer, ein kleines, ziemlich possierliches Fischchen, das in tropischen Gezeitenzonen lebte, vor allem in Mangrovenwäldern. Hermann brauchte nur den Arm auszustrecken, um ein zweites Tier aufzuheben. Er sah sie überall, Schlammspringer und Zebrafische, die meisten in der Nähe der Tür, durch die gerade eine Kröte in den Flur hüpfte, weiter hinten noch eine. Mein Gott, dachte Hermann erschrocken. Jetzt wusste er, welcher Raum da offen stand.

Mit den beiden lebenden Schlammspringern in der Hand richtete er sich auf und lief vorsichtig weiter, um keines der Tiere zu zertreten.

Als er auf der Türschwelle stand und nach links in den großen, von mehreren Leuchtstoffröhren erhellten Raum schaute, schlug ihm das Herz bis zum Hals. Er musste die Augenlider zusammenkneifen. Und es war kalt. Eines der großen Fenster stand sperrangelweit offen. Was um Himmels willen war hier geschehen?

Es war nicht nur ein Gefäß zerborsten, es waren viele. Das Wasser stand überall. In der Raummitte war ein Stahlregal zur Hälfte umgestürzt und auf ein zweites gefallen, das sich dadurch bedenklich zur Seite geneigt hatte. Aquarientrümmer türmten sich auf dem Boden, ein heilloses Durcheinander von Schläuchen, Pumpen, verbogenen Metalleinfassungen und gefährlich aussehenden Glassplittern.

Überall zappelten und hüpften Franks Tiere herum. Er hatte ein goldenes Händchen für die Zucht. Das waren seine Worte. Je schwieriger, desto besser. Ihm gelang, woran andere scheiterten, eine der Voraussetzungen seines Erfolgs. Alles dahin. Her-

mann hatte gehört, dass im Direktorium seinerzeit auch über die Tragkraft der Decken gesprochen worden war. Frank hatte es abgelehnt, seine Zuchten und Kulturen im Keller unterzubringen. Die weiten Wege seien für Tier und Mensch unzumutbar. Er hatte damals während der Berufungsverhandlungen hoch gepokert. Er konnte es sich leisten.

Hermann war fassungslos. Er hatte einen technischen Defekt erwartet, kein Schlachtfeld. Seine Arme sanken kraftlos nach unten, die beiden Schlammspringer fielen zu Boden. Konnte ein solches Regal von selbst zusammenbrechen? Durch Materialermüdung? Wieso brannte das Licht? Und warum standen Tür und Fenster offen? Nein, das war mutwillig geschehen, hier hatte sich blinde Zerstörungswut ausgetobt, Vandalismus.

An einer Stelle trieben Schlieren im Wasser, die sich ein Stück weiter zu einer dunklen Wolke verdichteten. Nein, nicht dunkel, die Wolke war dunkelrot. Das sah aus wie … Hermann schnappte nach Luft, als er hinter der schräg stehenden Regalreihe einen Schuh entdeckte. Und in dem Schuh einen Fuß, ein Bein mit einer durchnässten Jeans. Er musste in den Raum treten, um mehr erkennen zu können, spürte, wie das Wasser sofort in seine Schuhe drang, und erschauderte. Glas knirschte und brach unter seinen Sohlen. Dann sah er einen weißen Laborkittel, und noch viel mehr Blut.

Als ihm klar wurde, dass der Kopf des Mannes bis zum blutgetränkten Hemdkragen in einem zersplitterten Aquarium steckte, schrie Hermann auf. Der Anblick traf ihn so unerwartet, dass er nach hinten wankte. Er trat dabei auf irgendetwas Weiches, rutschte aus und musste sich an dem ohnehin bedenklich wackeligen zweiten Regal festhalten, um nicht zu Boden zu stürzen, in die Glasscherben und das Wasser. Fast hätte er das Regal vollends umgerissen. Ein Aquarium mit kleinen, fast durchsichtigen Fischen, das noch auf der obersten Regalreihe

stand, rutschte ihm entgegen. Wasser schwappte über seinen Rand und ergoss sich über seine Jacke. Dann stürzte es mit lautem Geklirr zu Boden.

Er rettete sich hinaus in den Flur und lehnte sich heftig atmend gegen die Wand. Seine Jacke und Hose trieften vor Nässe. Was sollte er tun? Hektisch begann er in seinen chronisch überfüllten Taschen nach dem Telefon zu suchen. Aber seine Hände waren feucht, an der rechten klebte noch der Schleim der Schlammspringer, und als er das Handy herauszog, flutschte es ihm wie ein Stück Seife aus der Hand. Er versuchte nachzufassen, gab dem Gerät aber nur einen weiteren Stoß, sodass es in hohem Bogen in den verwüsteten Raum und ins Wasser fiel, wo es nahezu unerreichbar zwischen spitzen Glasscherben landete.

»Scheiße«, fluchte er mit zusammengekniffenen Augen. »Das gibt's doch nicht.« Dann rannte er los.

Unten, an seinem Schreibtisch, nach dem Anruf bei der Polizei, begann er kurz daran zu zweifeln, dass nur wenige Meter über ihm ein Mensch verblutet war. Er hielt vor Schreck die Luft an. Verblutet? Vielleicht lebte der Mann ja noch. Es war ein Mann, dessen war er sich sicher, aber wer? Er hatte ihn nur von hinten gesehen und völlig kopflos reagiert. Am Telefon hatte er von einem Toten gesprochen, nein, gestammelt, aber jetzt wurde ihm klar, dass er gar nicht wusste, ob der Mann wirklich tot war. Panik überkam ihn. Er musste noch einmal hinauf.

Hatte er etwa selenruhig an seinem Schreibtisch geschlafen und von großen wissenschaftlichen Entdeckungen geträumt, während über ihm ein Kampf um Leben und Tod tobte, ein Kampf, an dem womöglich Mitglieder des Instituts beteiligt waren, Menschen, die er kannte? Es musste einen Kampf gegeben haben, denn der bedauernswerte Mann, dessen Kopf nun in dem zersplitterten Aquarium steckte, war wohl kaum von selbst

in diese Lage geraten. Es war unfassbar. Hermann hatte noch nie gehört, dass es in einem zoologischen Institut zu einem derartig entfesselten Ausbruch von Gewalt gekommen war, weder hier noch anderswo. Er hätte davon erfahren. Wissenschaftler waren vielfältig vernetzt, auf nationaler wie internationaler Ebene. Wer hatte das getan und warum? Es musste mindestens eine weitere Person im Raum gewesen sein. Was war aus ihr geworden?

Die Fragen kreisten in Hermanns Kopf, doch als er den Raum wieder betrat und mit zusammengepressten Lippen vorsichtig über Aquarientrümmer und Metallregale stieg, um zu dem blutüberströmten Opfer zu gelangen, war all das wie ausradiert. Er hatte noch nie so viel Blut gesehen. Es war ausgeschlossen, dass der Mann bei diesem Blutverlust noch lebte. Sein Gesicht lag halb im Wasser auf dem Kies, der den Boden des Aquariums bedeckte, und war kaum zu erkennen. Die nassen Haare klebten an Kopfhaut und Gesicht. Hermann erschrak, als er in dem nur zwei Zentimeter tiefen, mit Blut vermischten Wasser, das im Aquarium verblieben war, schnelle Bewegungen wahrnahm, doch es waren nur winzige Fische, die panisch von einer Ecke in die andere flitzten. Einer lag verendet auf dem Hinterkopf des Toten. Hermann wagte nicht, den Körper zu bewegen, weil er fürchtete, die scharfen Glaskanten könnten sich noch tiefer in den Hals bohren. Er griff nach der Hand des Mannes, die schlaff herabhing. Sie war kalt, aber das konnte am Wasser und dem offen stehenden Fenster liegen. Kein Puls. Er konnte nichts für ihn tun.

Wie ein Albtraum spukte eine Vision durch seinen Kopf und ließ ihn schwindelig werden: zu erwachen und sich in diesem Zustand wiederzufinden. Die geringste Bewegung würde zu Schnittwunden führen. Man dürfte sich nicht rühren, nicht schlafen. Bis irgendwann die Nackenmuskulatur verkrampfte

und der Hals zum sicheren qualvollen Tod auf das scharfe Glas nach unten sank. Hermann stöhnte und fasste sich unwillkürlich an die Kehle. Noch Wochen später sollten ihn diese Bilder in seinen Träumen heimsuchen.

Wer war das? Etwa Frank Moebus selbst? Hermann konnte es nicht ausschließen, suchte in seinem Gedächtnis fieberhaft nach irgendwelchen Kennzeichen. Nicht zu wissen, wer da lag, machte ihn wahnsinnig. Schuhe und Hose halfen nicht weiter. Die Haare waren nass, ihre Farbe nicht zu erkennen. Frank war ein dunkler, fast mediterraner Typ. Die meisten Frauen fanden ihn attraktiv. Auch die Länge der Haare gab keinen Aufschluss. Frank trug sie nach hinten gekämmt und relativ lang, wie der Tote. Er musste sie sich immer wieder aus dem Gesicht streichen. Der Mann trug einen Laborkittel, gehörte also wahrscheinlich zu Franks Arbeitsgruppe. Er müsste ihn kennen. Er kannte alle, wenn auch nicht jeden mit Namen. Die asiatischen konnte er sich einfach nicht merken. Frank hatte ihm gegenüber wiederholt vom Fleiß der asiatischen Studenten geschwärmt, von ihrem enormen Einsatzwillen, den kaum ein deutscher Student aufzubringen bereit sei. Er arbeitete gerne mit Chinesen oder Koreanern zusammen. Hermann bückte sich und sah sich noch einmal die Hände an. Trug Frank Ringe an den Fingern wie der Tote? Es würde zu ihm passen, aber er konnte sich nicht erinnern.

Sein Blick fiel auf einen Schlammspringer, der neben seinen Schuhen halb aus dem Wasser gekrochen war, sich mit den Brustflossen auf das unterste Regalfach stützte, aufgeregt schluckte und ihn aus seinen großen Augen anglotzte, als habe er etwas überaus Wichtiges mitzuteilen. Schade, dass Fische nicht sprechen konnten. Er brachte ein dünnes Lächeln zustande und dachte: Vielleicht kann ich doch etwas tun. Dem Menschen war nicht mehr zu helfen, wohl aber den Tieren.

Er sah sich um, griff nach einem Kescher, der auf einem der Regalböden lag, und machte sich sofort auf die Jagd. Die Tiere unterzubringen war nicht schwierig, zwei große Regale waren unversehrt geblieben und mit ihnen etliche Aquarien, leer oder mit denselben Tieren besetzt, die sich unfreiwillig auf dem Boden herumtrieben. Das größte Problem waren die scharfen Glasscherben, die überall herumlagen. Er war bereits durchnässt bis auf die Haut, wollte sich aber nicht auch noch die Fußsohlen zerschneiden. Also begann er draußen auf dem Flur und nahe der Tür und konzentrierte sich auf die relativ großen Kröten und Schlammspringer, die als amphibische oder halb amphibische Wesen die besten Chancen hatten, diese Katastrophe zu überleben. Er war sich durchaus darüber im Klaren, dass er sich merkwürdig verhielt, aber das kümmerte ihn nicht. Viel wichtiger war, dass er auf diese Weise endlich der ihn quälenden Ohnmacht entkam.

Hermann hatte jedes Zeitgefühl verloren und wusste nicht, wie lange er schon mit dem Einsammeln der entkommenen Tiere beschäftigt war, als durch das offene Fenster das Schlagen einer Autotür zu hören war. Er blickte auf, setzte die Geburtshelferkröte, die in seinem Kescher zappelte, in eines der leeren Aquarien und stakste vorsichtig über die Glastrümmer hinweg zum Fenster. Dabei vermied er möglichst jeden Blick auf den Toten.

Ein Lieferwagen hatte auf dem Parkplatz hinter der Mensa II gehalten. Zwei Männer stiegen aus und wuchteten schwere Werkzeugtaschen aus dem Wageninneren. Die Techniker. Er hatte sie vollkommen vergessen. Es war 1 Uhr 42. Seit seinem Anruf war weit mehr als eine Stunde vergangen.

Wie in Trance legte Hermann den Kescher ab und begab sich durch den Flur zu den Aufzügen. Mittlerweile hatte er das Licht angeschaltet und keine Bedenken mehr, den Fahrstuhl zu

benutzen. Er sah sich schlicht außerstande, zwölf Stockwerke nach unten und wieder hinaufzusteigen, selbst ein feststeckender Aufzug könnte ihn nicht mehr erschrecken. Jeden Moment müsste die Polizei eintreffen. Man würde ihn herausholen.

Aber der Fahrstuhl tat problemlos seinen Dienst, und als er unten aus der Kabine trat, hörte er schon das Martinshorn. Jeder Schritt durch die Eingangshalle erzeugte ein schmatzendes Geräusch. Vor der gläsernen Eingangstür, wo er mit klammen Fingern in seiner Hosentasche nach dem Schlüsselbund suchte, hinterließ er eine Pfütze auf dem Boden.

Die Techniker, die mit ihren Taschen vor der Tür standen und ihre Zigaretten austraten, wussten nicht, wohin sie zuerst schauen sollten. Auf die Fahrzeuge, die nun in rascher Folge und mit lautem Geheul auf den Parkplatz fuhren – ein Streifenwagen der Polizei, Sekunden später die Feuerwehr, ein Rettungswagen und ein Auto mit der Aufschrift Notarzt –, oder auf diese triefende, bleiche Gestalt, die ihnen die Tür öffnete.

»Professor Pauli?«, fragte der größere der beiden und bedachte ihn mit einem abschätzenden Blick.

»Sie sind ja wirklich von der ganz schnellen Truppe«, antwortete Hermann und sah ostentativ auf die Uhr. »Fast anderthalb Stunden. Das muss Ihnen erst mal jemand nachmachen. Sind Sie aus Hamburg gekommen oder was? Es tut mir leid, aber ich fürchte, hier gibt es nichts für Sie zu tun.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die herannahenden Polizisten und Sanitäter, die ein deutlich höheres Tempo an den Tag legten. »Ich konnte es nicht wissen, als ich Sie anrief, aber das ist ein Fall für die da.«

»Was?« Der Große lief rot an. »Sie scheuchen uns mitten in der Nacht aus dem Bett und …«

»Sie haben ja keine Ahnung«, brüllte Hermann. Er hatte nur auf eine solche Bemerkung gewartet, um endgültig die Fassung

zu verlieren. »Hier ist ein Mensch zu Tode gekommen. Hören Sie? Ein Mensch!« Er stierte die beiden aus wilden Augen an. Speichelfäden liefen aus seinem Mund. Er war am Ende seiner Kräfte.

»Guten Morgen.« Einer der Polizisten hatte sie erreicht. Er musterte Hermann und die beiden anderen Männer. »Wer von Ihnen hat uns angerufen?«, fragte er.

Hermann wischte sich mit dem nassen Ärmel seiner Jacke über den Mund. »Ich«, krächzte er heiser. »Ich bin Hermann Pauli.«

»Wo …«

»Oben«, unterbrach ihn Hermann, dem vor Erleichterung die Knie schwach wurden. Endlich war er nicht mehr allein. »Sie müssen ganz nach oben. In den zwölften Stock.« Er zitterte.

Ein Sanitäter kam auf ihn zu und legte einen Arm um seine Schulter. »Kommen Sie«, sagte er. »Sie sind ja völlig durchnässt. Im Wagen haben wir Decken. Ruhen Sie sich einen Moment aus.«

Hermann wurde auf den Vorplatz hinausgeführt, wo er nach ein paar Schritten noch einmal stehen blieb und sich umdrehte. »Nach links, wenn Sie aus dem Aufzug kommen«, rief er den Beamten hinterher, die schon in der Eingangshalle waren. »Sie können es nicht verfehlen. Passen Sie bitte auf die Tiere auf.«

Sein Blick fiel auf die beiden Techniker, die unschlüssig vor der Tür standen. Ihr Gesichtsausdruck schwankte zwischen Wut und Betroffenheit. »Sie können wieder nach Hause gehen«, sagte er leise. »Oder …«, er zögerte, »warten Sie, wenn Sie nun schon mal da sind … ich werde gleich den Dekan anrufen. Vielleicht gibt es doch etwas für Sie zu tun.«